

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 196. Bromberg, den 13. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

(29. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

War's ein Wahnsinniger, der, Verfolger hinter sich, durch die menschenleeren dunklen Wege des Parks um das Kasino stürzte? Eine lange, hagere Gestalt in vollständiger Abendtoilette, wie ein gehetztes Wild durch die Anlagen stürmend. Stundenlang die sinnlose Jagd. Die Mondscheibe durch die dunkle Wolkenbank brechend, das Dunkel verscheuchend. Fast tageshell plötzlich der Park. Mit jähem Ruck hielt der an. Stand im breitflutenden Licht des Nachtgestirns, schaute wirr um sich.

Die Brust keuchte unter rasenden Atemstößen. Eine Bank tauchte vor ihm auf. Er sank erschöpft darauf nieder. Seine Hand entnahm der Brusttasche ein Schächtelchen beruhigender Pulver. Zwei Tabletten höchstens hatte ihm der Arzt gesagt. Er nahm die doppelte Anzahl. Die Arme griffen nach hinten zu der Rückenlehne, umklammerten sie. Den Kopf weit zurückgebeugt sog er die kühle Abendluft ein. Seine Züge entspannten sich allmählich, ein fast ruhiger Glanz trat in die Augen. Die klare Vernunft schien zurückzukehren. Eine leichte Falte bildete sich zwischen den Augen.

Monto Carlo? Wie kam er hierher? Von Santa Barbara . . . Froh hatte sie ihn begrüßt. Kaum noch Spuren der Krankheit. Vergessen wollte er an ihrer Seite alles, was er hinter sich gelassen.

Sie waren spazieren gegangen. Das frohe Geplauder Juanitas, noch klang's in seinem Ohre.

„Morgen abend ist Maskenball im Kasino. Willst du nicht mit mir dorthin gehen?"

Schmeichelnd hatte sie ihn gefragt. Er wollte die Bitte nicht abschlagen. Die erwachte Lebenslust Juanitas schien ihm ein günstiges Zeichen.

Als es Zeit zum Aufbruch war, stand sie im mexikanischen Kostüm vor ihm, die lachende, frohe Gestalt, sich wiegend in den verführerischen Schritten des Fandangos. In plötzlicher Eingebung war er aufgesprungen, in sein Zimmer geeilt, war wiedergekommen und hatte um Juanitas Nacken ein goldenes Halsband geschlungen. Sie war vor den Spiegel getreten, hatte in die Hände geklatscht. „So bin ich schön! Ein Halsband, es fehlte mir!"

Und dann? Seine Gedanken stockten. Was war dann geschehen? Er hielt die Hand vor die Augen, fand nicht den Faden, der weiterführte bis hierher. Wieder ein paar Pulver! Er hielt das Schächtelchen vor die Augen. Das Wort Gift darauf. Er lachte. „Und wenn's den Tod gilt, ich muß es wissen, was dann geschah!"

Wieder lehnte er sich zurück. Das Gift tat seine Wirkung. Jetzt hatte er wieder den Faden. Ein Domino an Juanitas Seite. Die beiden gingen hinaus in den Park. Er war ihnen gefolgt, er hatte sie erreicht.

„Juanita!" hatte sein Mund geschrien. Da, er griff sich mit der Hand ans Herz, als könne er das rasende Pochen unterdrücken. Ein Schlag ins Gesicht von dem Juanitas Seite. Diese Hand! Nicht das erstemal war's, daß die es wagte, in sein Leben einzugreifen. Die Hand! Er fuhr mit dem Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn. Ins Gesicht hatte sie ihn geschlagen vor den Augen Juanitas. Und er hatte den Schlag hingenommen. Hatte ihn ungesühnt gelassen. Wie war das möglich?

Er, ein Schwächling? Ein Feigling? Er, Guy Rouse? Nein! Er war es nicht, war es nie gewesen. Die Pistole schon in seiner Hand, jenen niederzuschießen. Da hatte der geschrien: „Wo ist der zwölfte Hidalgo, du Mörder?"

Die Worte berührten das tiefste Geheimnis seines Lebens. Er war zusammengezuckt, hatte hinübergestarrt. Da stand ein anderer an dessen Stelle. Ein alter Mann mit dem bleichen Antlitz eines Toten, eine tiefe blutige Wunde an der Schläfe. Von Entsetzen gepackt war er davongestürmt — — —

Er zog die Uhr. Mitternacht. Stundenlang mußte er im Park umhergeirrt sein. Er stand auf. Die Knie zitterten unter ihm, fast wäre er zur Bank zurückgetaumelt.

Vorbei! Vorbei! Der letzte Anker gerissen. Vor ihm nur der Weg, den hier schon so mancher gegangen, dem man im Spielsaal das Portefeuille ausgeraubt.

Seine Hand fuhr unwillkürlich zur Brieftasche. Sie barg große Summen, gewaltige Werte. Alles, was er an Barem hatte zusammenraffen können. Er überflog die Summen. Mitnehmen auf den Weg? Nein! Er brauchte sie nicht. Zur Henkersmahlzeit sollten sie dienen.

Er lachte laut auf. Henkersmahlzeit am Spieltisch! Gold die Speise. Hier, wo Millionen rollten, wollte sein Auge sich noch einmal satt sehen an dem gleißenden Glanz des Goldes.

*

Der Speisesaal von Monte Carlo. Um die großen Roulette-Tische drängten sich die Spieler. Da war einer, der mit unerhörten Einsätzen pointierte. Va banque!

Rouge et noir! Bald türmten sich Banknoten und Goldmünzen vor seinem Platz. Bald war der Turm verschwunden. Der Griff ins Portefeuille. Die Dollarnoten flatterten über den Tisch.

Faites votre jeu!

Das Spiel ging weiter. Von den Nebentischen her kamen die Spieler. Man drängte sich um den einen.

Die Tasche des Portefeuille war schmäler und schmäler geworden. Der Spieler am Ende! Mit grausamem Behagen warteten alle darauf.

Da! Eine neue Serie. Schlag auf Schlag das Glück ihm günstig. Die Scheine vor ihm häuften sich wieder zu Bergen.

Va banque! Der Spieler schob den Turm dem Croupier zu. Zählt sie!

Faites votre jeu! Der stereotype Ruf.

Die Kugel rollte im Roulette. Jetzt stand sie.

Gewonnen! Die Bank gesprengt!

Eine neue Bank. Dasselbe unerhörte Pointieren des Spielers . . . Die Bank wieder gesprengt . . . und wieder . . . wieder, bis der Spielsaal geschlossen werden sollte.

Ah, da standen sie alle, stierten auf den, der die Riesensummen ruhig entgegengenommen. Der Glückliche, der König der Spieler. Seit Menschengedenken war solcher Gewinn eines Spielers gegen die allmächtige Bank in deren Geschichte nicht vorgekommen. Millionen, viele Millionen! Alle Augen hingen an dem Sieger.

Milliardär?

Der erhob sich, ein kühles Lächeln auf dem blassen Gesicht, eine leichte Handbewegung, wie dankend für den Beifall der Zuschauer. Er stand auf, drehte sich um zum Gehen.

Eine Riesengestalt vertrat ihm den Weg. Eine Faust klammerte sich an seine Brust.

„Wo ist Juanita?"

Der Schrei gellte durch den Raum. Der Spieler stand wie erstarrt. Seine Augen bohrten sich in das Gesicht des Gegners.

„Juanita? Was geht sie dich an?" Ein heiseres Lachen begleitete die Worte. „Such sie bei dem Anderen!"

Der verstand nicht.

„Wo ist Juanita? Gib sie heraus, du Schuft! Mein ist sie, der Preis, um den ich alles tat."

Die Gesellschaft stand stumm, schaute auf die Szene. Ein paar Saaldiener eilten herbei, wollten sich dazwischen werfen.

Da, ein kurzer Knall! Der Spieler sank um, die lange, hagere Gestalt schlug zu Boden. Die Kugel von James Smith hatte dem Leben von Guy Rouse ein Ziel gesetzt.

Unerschöpflich der Stoff, den die Geschehnisse des einen Sommers der Weltpresse gegeben hatten. Der Erdball aus seinen Fugen gerissen. Seine Bewohner Spielzeug für die geheimnisvolle Macht. Nur wenige Zweifler in der gelehrten Welt. Nachdem der erste wirre Meinungsaustausch erfolgt, waren die angesehensten Fachgelehrten auf den Plan getreten.

Telenergetische Konzentration! Theoretisch bis zu den letzten Auswirkungen längst erkannt. Die Übertragung in die Praxis der Menschheit noch immer nicht gelungen, gescheitert am Widerstand der letzten Hindernisse.

Allerorts in den Hörsälen, in der Presse gaben die Forscher ihre Meinung kund. Das letzte Geheimnis einem Menschen offenbart! In streng logischen Deduktionen bewiesen sie, daß hier durch höhere Fügung einem Menschen gegeben worden war, was aller Fleiß, aller Scharfsinn der Gelehrten der Welt nicht zu erzwingen vermochte. Millionen ergriff bange Angst. Die Taten der Macht hatten Menschenleben zugrunde gerichtet.

Schritt jener zu neuer Tat? Wurden wiederum Tausende sein Opfer? Wo würde er zur neuen Tat schreiten? Wo würde das Schlachtfeld sein? Jeder Erdbebenstoß wurde mit Angst und Sorge empfunden. War das sein Werk? — —

Es war der letzte Septembertag des Jahres, als die Nachricht über die Welt ging: Erdbebenstöße auf den Azoren-Inseln. Die Bewohner flüchten auf die hohe See.

Beklommen, atemlos erwartete man weitere Nachrichten. War das wirklich nur ein einfaches Erdbeben, eine natürliche Bewegung der Erde durch die unterirdischen Kräfte hervorgebracht, oder . . .?

Da kam um die Mittagsstunde desselben Tages neue Nachricht: „Neue Erdbewegungen im Gebiet der Azoren. Die Inseln Floreo und Miguel um acht Meter gehoben. Letzte Flucht. Ozeandampfer durch Funkruf dorthin dirigiert, die Fliehenden aufzunehmen."

Ein Schauer ging durch die Welt. Die Macht am neuen Werk . . . welchem Werk galt's? Da war's die Stimme eines deutschen Gelehrten, die in den Streit um die Lösung des Rätsels das Wort warf: „Atlantis!"

Das Wort zündete, wurde gierig aufgegriffen. Nichts anderes wußten die Zeitungen zu berichten als: Atlantis, die Sage, wie sie Plato berichtet, der erste Hinweis auf das alte dort versunkene Land der Glückseligen. Sage schon, als die Weltgeschichte anhub.

Wie hatte es ausgesehen, das versunkene Land? Wer hatte es bewohnt? Wie würde es aussehen, wenn . . . wenn . . .? Ja! Was wollte da die geheimnisvolle Macht? Wollte sie das Versunkene heben, bis es dastand, wie es einst gewesen?

Die andere Frage: Wie war es versunken? Wie war es geschehen, daß eine große Insel, ein Kontinent, wie andere behaupteten, die Brücke zwischen der Alten und Neuen Welt vom Meere verschlungen wurde?

Welches die Ursache der Katastrophe, die nach alter Überlieferung vor dreizehntausend Jahren jäh über das glückliche Land hineingebrochen sein mußte?

Die kippende Kraft der hier im tropischen Gebiete übermächtigen Flutwelle war die Ursache nach der Meinung der einen. Der plastische Simauntergrund vom wegtreibenden Amerikakontinent gezerrt, die Atlantisscholle einsaugend, in gigantischem Erdbeben verschlingend, so die Meinung der anderen. Eine dritte Meinung noch, an die Apokalypse in der Bibel anknüpfend, daß ein Mondgestirn der Erde niederstürzend Atlantis begrub, oder daß ein neu eingefangener Mond, die Erdachse aus ihrer Lage drängend, die Katastrophe durch stürzende Meeresfluten bedingte.

Keine Lösung, die befriedigen, sichere Antwort geben konnte auf das, was jetzt zu erwarten stand.

Ein Heer von Reportern kreiste in Flugschiffen über den Azoren, über der Stätte der alten Atlantis. Die optische Kamera gab in unaufhörlicher Tätigkeit die Bilder von dort in alle Welt. Ihre Flugschiffe hielten sich niedrig, die Kamera so nahe wie möglich auf das Objekt gerichtet. Sie sahen nicht das einsame Flugschiff, das hoch, weit über ihnen an des Äthers Grenze still in Riesenkreisen dahinzog.

(Schluß folgt.)

Zwischen Feiste und Brunft.

Von J. H. Stein.

In schattiger Bohnenlaube sitze ich hinter dickbauchiger Tonkanne mit dem braunen Trank der Levante. Summsumm und surr-surr schaukelt's in den Feuerblüten und läßt sich gar nicht stören durch den Tabaksrauch. Von der Landstraße herauf quietschen die Räder; dazwischen jauchzen Kinderstimmen — klingt ein verhaltenes Schelten, blafft der Spitz vom Wagen des Bierfahrers, der die Sommerglut mit Erntebier mildern will. Der Kaffee geht zur Neige; die Zigarre ist aufgeraucht, die Zeitung vom Leitartikel bis zum verantwortlichen Redakteur durchflogen. Da greife ich nach Stock, Glas und Pfeife, um ins Revier zu bummeln, das gleich hinter dem Dorfe beginnt und den kleinen Ort fast umschließt.

An dem ehemaligen Chausseehause entlang windet sich der Weg. Zunächst kommt Schonung, die in diesem Jahre infolge der dauernden Niederschläge und der dazwischen liegenden heißen Tage besonders lange Triebe geschossen hat, als ob sie gleich für zwei Jahre reichen müßten. Kaum daß man in dem dichten Bodengrase eine Wagenspur erkennen kann, denn hier fährt selten ein Wagen, und nur der Postbote radelt täglich darüber.

Vom ergiebigen Regen tagszuvor duftet die Erde frisch und belebend, ein feiner, herber Ackergeruch, der auch dem Städter auffällt. Auf einsamen, selten betretenen Wegen gehe ich weiter. Der Moosteppich dämpft jeden Tritt. Ich gelange an das Gestell und kann die Ablage übersehen, die seit langer Zeit leer ist. Hier wurde kein Holz geschlagen. Die neuen Abtriebe liegen dafür zu ungünstig. So kommt es, daß jetzt in diesem ruhigen Winkel gern Wild steht. Rehe. Doch der Wind geht mit mir, da winden sie und spielohren.

Die Sonne sinkt. Hin und wieder streift schon ein kühler Luftzug die Stirn, huscht ein verlorener Sonnenstrahl über den Weg. Die Kiefernstämme brennen, im Westen ist der Himmel ein Purpurmeer geworden. Im dichten Holz hier herrscht ein trauliches Halbdunkel; das Getriebe der Welt liegt meilenweit. Das Klopfen des Spechts, das Schmätzen, Pfeifen und Zirpen der Vogelwelt — die einzigen Laute, die hierher dringen. Wenn sie für einen Augenblick verstummen, ist die Stille doppelt groß.

Ich bleibe stehen und lasse den Pfeifenrauch verfliegen. Der Wind kommt mir jetzt entgegen. Unter schirmender Rottanne, deren Zweige bis dicht über den Boden reichen, stoße ich den Stock in den Boden und setze mich auf den Stuhl. Ein Stück Rotwild nach dem anderen zieht heran. Voll vertraut äsen sie sich vorbei; Mutterwild, Tiere mit Kälbern. Auch einige geringe Hirsche sind dabei. Die guten, starken schlagen sich erst später zum Wilde. Jetzt sind sie noch heimlich, ein Waldgespenst, das geahnt wird, aber — unsichtbar bleibt. Nur die Fährten verraten's dem Kundigen, wo die Fürsten des Waldes stehen mit der Stärke ihres Geweihs.

Wenige Wochen noch, dann beginnt die Brunft. Für viele Jäger der Zeitpunkt, wo sie dem Hirsch die Kugel antragen. Ein weidmännisches Jagen ist das nicht! Brunftzeit — Hohe Zeit — Hochzeitszeit! Wie sie dem Menschen heilig ist, so sollte er sie auch seinem Wilde halten, damit sich dieses ganz dem Naturtriebe hingeben kann. Einen starken Hirsch oder einen Zukunftshirsch vor beendeter Brunft schießen, heißt sein Revier einem zur Zucht ungeeigneten Material überlassen. Die Brunftzeit bringt das „Hohe Lied" der Heide. Selbst die Natur hilft feiern. Leuchtende Herbstblumen spendet sie. Altweibersommerfaden weben den Brautschleier. Stiller wird's rings umher. Das allezeit offene Buch der Natur predigt „Stirb und werde!" Spricht von Kommen und Vergehen, verheißt aber auch ein Erwachen und Fortleben nach langem, bangem Todesschlaf. Doch noch weilen wir hier oben im Licht, atmen den Ozonhauch des Kiefernwaldes, schauen hinab auf den tiefblauen See und auf die bunten Farben seiner buchen- und tannenbestandenen Ufer, sehen das Goldlaub, das den Boden bedeckt.

Unter den Baumriesen auf der Waldblöße, auf der Kultur spielt jetzt ein Akt des Tierlebens, das nicht nur dem Weidmann das Herz höher schlagen läßt. Sternklare Nacht. Von den Gründen lösen sich die Nebel, ballen sich zu weißen Schwaden, ziehen auseinander, fließen zusammen, geistern, Schemen gleich um das Gesträuch, überlebensgroße Gestalten mit langen, greifenden Armen. Herber Geruch von Erde, Moos oder Moder füllt die Luft. Blasses Mondlicht gibt Erkennen.

In solchen Nächten hat der Weidmann hinausgelauscht, bis von fern ein Ton herüber scholl, den er unter Tausenden herauskennt. Erst leise und in großen Pausen, dann lauter und kurz hintereinander, ein starkes Röhren, für das Mutterwild der Minneruf, für den Rivalen der Ruf zum

Kampf. „Die Hirsche schreien!", geht's da durch die Jägerkreise. Tag und Nacht sind die Grünröcke draußen, um ihre Hirsche zu verhören. Doch, wenn man denkt, man hat ihn, dann orgelt er im Nachbarrevier, und wenn der Nachbar ihn zu haben meint, dann ist er wieder wo anders. Manche Reviere, die sonst kein Rotwild als Standwild haben, beherbergen es jetzt für kurze Zeit als Wechselwild. —

Für wenige Augenblicke zerreißt das Mondlicht die Wolkenschicht. Der Waldsaum ist genau erkennbar. Mit leisem Flügelschlag schwebt eine Eule dahin. Weit hinten im Dorfe schlagen Hunde an. Sonst lautlose Nacht, tiefe Stille. Nur der Schrei eines ganz nahe stehenden Hirsches durchbricht sie. Wie ein aufziehendes Gewitter hallt der Brunftruf durch den schweigenden Wald. Dann ein Knacken und Brechen von Geäst und Zweigen, ein ohrenbetäubendes Brüllen: Mit phosphoreszierenden Lichtern, den Kopf weit zurückgeworfen, daß das Geweih tief im Nacken liegt, tritt ein starker Hirsch auf die Lichtung. Der Windfang stößt den Atem wie weißen Dampf heraus. Aus kurzer Entfernung antwortet der Gegner. Ruf und Gegenruf — ein Ton. Äste brechen, Erdklumpen und Moosfetzen fliegen umher. Scheu lugt aus dem Tann das Mutterwild. Die Gegner sind aneinander geraten; stoßen, schieben, drängen sich. Die harten Läufe reißen den Boden auf; mit hellem Klang schlagen die Geweihe aneinander. Immer heißer wird der Kampf, ein chaotisches Gewirr. Zwei Körper sind ein Leib. Eine Szene, die kein Pinsel und keine Feder wiederzugeben vermögen. Da — der abgeschlagene Gegner wendet sich zur Flucht. Der Platzhirsch hat wieder das Feld und sein Rudel behauptet. Breit steht der Geweihte in vollem Mondlicht.

Das ist der Moment, wo die Hand den Kolbenhals umspannt. Die Sehnen des Armes straffen sich, langsam kommt die Büchse in Augenhöhe, Korn und Kimme gehen zusammen, fassen Haar, lassen das Blatt auffitzen. Und doch! Der Repetierer sinkt. Brunftzeit — Hohe Zeit! In Gedanken hört man den Peitschenknall der Büchse, vernimmt das Ohr den Kugelschlag, sieht das Auge im Geiste den niederbrechenden Hirsch, tönt das Horn: „Hirsch tot!"

Der grüne Bruch mit rotem Schweißtropfen winkt uns ein andermal. Nur nicht heute, nur nicht jetzt, nicht in dieser Stunde, in der Brautnacht des Königs des Waldes.

Wie die alten Deutschen heizten.

Die Jahreszeit ist jetzt wieder herangekommen, da man sich nach dem Ofen sehnt oder wenigstens nach der Zentralheizung. Zwar weicht der Ofen, der so lange als die „Seele der Stube" galt, mehr und mehr der unpersönlicheren Form der Erwärmung, wie sie auch schon die alten Römer in der Anlage einer Warmluft- oder Warmwasserheizung kannten, aber viele Jahrhunderte hindurch sammelte sich im Gebiet der deutschen Sprache um ihn alle Gemütlichkeit. Ihn umschwärmten die guten Genien des Hauses, der Sage und des Märchens; und er wurde mit reichem Schmuck ausgestattet. Der vielerfahrene und weitgereiste Arzt Guarinonius erzählt im Anfang des 17. Jahrhunderts verächtlich von den italienischen Kaminen, „wo etwa einer einen warmen Fuß und kalten Rücken, der andere eine warme Hand und einen kalten Bauch davonträgt", und stolz fährt er fort: „Sie mögen wohl der Teutschen Stuben verlachen, jedoch wenn sie einmal hineinkommen, so kann sie niemand vom Ofen noch aus der Stuben bringen."

In der ältesten Zeit kannte auch das germanische Haus nur den offenen Herd als Wärmespender, der Ofen kam für Heizzwecke nicht in Betracht; man benutzte ihn nur wie überhaupt im Altertum für handwerkliche Zwecke. Das gemeingermanische Wort, aus dem unser „Ofen" entstanden ist, bezeichnet zunächst nur ein großes topfartiges Gefäß, das glühende Kohlen enthält. Man benutzte diesen „Glühtopf" zum Backen des Brotes und zum Schmelzen von Metall, sowie zum Härten der irdenen Gefäße. Die ersten größeren Öfen zeigten auch noch deutlich die Topfform in ihrer Gestalt, und ganz hat der Ofen diese Herkunft nie verleugnet. Erst als man den einen Raum, den zunächst das alte deutsche Haus einzig enthielt, durch Wände in mehrere Zimmer zerlegte, war man gezwungen, für andere Heizvorrichtungen zu sorgen, und so entstehen in den vornehmeren Steinhäusern die ersten Öfen. Auf dem Grundriß des Klosters St. Gallen vom Ende des 8. Jahrhunderts, der ein so wichtiges kulturgeschichtliches Dokument für die deutsche Wohnung ist, finden wir in dem Haus für vornehme Gäste in den kleinen Schlafzimmern und anderen Nebenräumen Einzeichnungen, die nur als Öfen gedeutet werden können, während der mittlere Saal mit dem offenen Herde ausgestattet ist. Diese ältesten Heizöfen schlossen sich in ihrer Form den Backöfen an, und während die Steinhäuser den offenen römischen Kamin übernahmen, finden wir nun vielfach in den hölzernen Häusern diese kleinen runden Bauwerke aus Steinen und Lehm, die zunächst den Herd zum Zusammenhalten der Hitze gleichsam einrahmen und oben mit einem Rauchabzug versehen sind. Dieser war freilich noch auf lange Zeit recht primitiv, denn ein Sprichwort des 11. Jahrhunderts bezeichnet als die drei schlimmsten Schäden eines Hauses: undichtes Haus, böse Frau und Ofenrauch.

Lange Zeit wurde dieser aus dem Backofen entstandene Heizofen aus Steinen und Lehm aufgeführt; es war ein umfangreiches Gebäude mit einem weiten Feuerungsraum und einer Tür, durch die man in den Ofen schlüpfen und sich darin verstecken konnte. Auf dem Ofen war das wärmste Lager, wie es noch jetzt im russischen Bauernhause der Fall ist. In größeren Haushaltungen gibt es eigene Knechte und Mägde, die den Holzbrand zu schüren und die Asche zu entfernen haben. Holz und Holzkohle waren der wichtigste Heizstoff. Die erste Nachricht über die Benutzung von Steinkohlen stammt wohl aus dem Jahre 1195, wo in einer Notiz der Jahrbücher Reiners von Lüttich „die schwarze Erde" erwähnt wird, „so zum Brennen trefflich geeignet". Zum Schüren des Feuers und Entfernen der Asche dienten verschiedene Geräte, wie die Ofenkrücke und die Ofengabel. Da der steinerne Ofen die Hitze zu stark aufspeicherte, so wurde er zunächst mit kleinen dünneren Tonscheiben durchsetzt, und schließlich traten diese Tonscheiben ganz an die Stelle des Steins, wurden, um größere Heizflächen zu gewinnen, in der Form der vertieften Schüssel oder Kachel auf der Töpferscheibe gedreht. Die ältesten schlichten und unglasierten Ofenkacheln stammen aus dem 13. Jahrhundert. Bald aber führte man die bunte Glasur ein, und nun entfaltete sich die „Ofenhafnerkunst". An die Stelle der plumpen Backofenform tritt jetzt die gefälligere Kasten- und Schrankform; zylindrische Aufsätze verschönen den Ofen. Er wird immer feiner und schlanker gestaltet, und auf den Kacheln entfaltet die Kunst reichen Schmuck, breitet das bunteste Bilderbuch aus, so daß der Wärmebringer den Hausbewohnern zugleich auch einen Anschauungsunterricht in den Szenen geistlicher und weltlicher Historie erteilte. Auf diesen zierlichen Gebäuden verbietet sich das Sitzen oder Liegen von selbst, und so bleibt nur noch die Ofenbank neben dem Ofen, während der warme Raum zwischen Ofen und Wand, die sogenannte „Hölle", verschwindet.

Mit der Verfeinerung der Bürgerstube änderte sich im 15. Jahrhundert auch die Art der Heizung; sie erfolgte nun nicht mehr durch das Ofenloch in der Stube selbst, sondern das Feuerloch wurde an die Außenwand des Zimmers verlegt, wodurch man Raum sparte und auch das Zimmer mit der Asche nicht mehr schmutzig machte. Jetzt wird auch der Schornstein oder Schlot besser ausgebildet. Die Stadtverwaltungen sorgten dafür, daß jeder seinen Rauch über sein eigenes Dach ableitete, und der lästige Dunst verschwand aus den Stuben. Neben den Kachelofen tritt gegen Ende des 15. Jahrhunderts der in Eisenguß geformte Feuerkasten, der innen ausgemauert war; der Aufsatz blieb auch hier meist noch aus Kacheln. Auch dieser eiserne Ofen ist durch die kunstfertigen Eisengießer aufs Schönste verziert worden. Seitdem hat sich die Technik des Heizens bis in unsere moderne Zeit nur wenig verändert.

Durch die Hölle des Roten Meeres.

Von Albert Schweitzer.

Aden, im September.

Wer kennt nicht die Geschichte von dem Schiffsjungen, welcher nach einer Reise durch das Rote Meer nach Hause kommt und seiner Großmutter von den Wundern der Welt erzählt: „Im Roten Meere, kannst du mir glauben, schmolzen die eisernen Anker wie Butter, das Pech rann in Strömen aus den Fugen und des Abends flogen Hunderte von fliegenden Fischen über Deck."

Dieser Junge hat nur wenig übertrieben. Wenn das Eisen auch nicht schmilzt, so wird es doch so heiß, daß man die Finger beinahe daran verbrennt. Das Pech, das heute noch, wie zur Zeit Noahs, dazu dient, die Fugen und Ritzen zwischen den Brettern des Schiffsdecks auszufüllen, ist flüssig geworden und klebt, wo man geht und steht, an den Sohlen fest. Es ist eine furchtbare Hitze. Eigenartig: sobald man den Suezkanal mit seinem unendlich langweiligen Wüstenblick, ich möchte sagen durchkrebst hat — die Schiffe müssen zur Schonung der Ufer langsam fahren —, schlägt einem vom Roten Meere aus eine richtige Hitzwelle ins Gesicht. Man faßt in Glut, man atmet Glut, man sitzt in Glut, kurzum alles, mit dem man in Berührung kommt, ist Glut. Man sucht die erhitzte Haut zu kühlen, indem man ein Brausebad nimmt; doch dieses Wasser ist flüssige Glut. Man findet im Wasser auch nicht einen Moment der Erquickung, und wenn man noch nicht einmal das notwendigste Kleidungsstück angezogen hat, rinnen aus allen Poren schon wieder Ströme von Schweiß.

Das einzige, was man unter diesen Umständen tun kann, ist: still sitzen und sich nicht rühren. Die kleinste Bewegung

welche man macht, bringt in Schweiß. Selbst die vielen an Bord befindlichen elektrischen Ventilatoren versagen bei dieser Backofenglut ihre Dienste. Die bei den Mahlzeiten an Bord beobachtete Etikette wird nicht mehr aufrechterhalten. Diejenigen, die überhaupt noch irgendeinen Appetit verspüren, nehmen ihre Mahlzeiten in leichten Kostümen ein, und zwar unter Konsum enormer Flüssigkeitsmengen.

„Hoffentlich bringt der Abend Kühlung," denken wir alle, denn zum Sprechen sind wir zu faul. Leider war die Hoffnung trügerisch. Der Abend setzt die Temperatur nur wenig herab. Die Luft bleibt unerträglich heiß, zumal kein Lüftchen sich regt. Dennoch fehlt es nicht an Schönheit und Abwechselung. Der Übergang vom goldenen Flimmern des frühen zur schwefelgelben Dämmerung des späten Abends zaubert riesige Feuersbrünste an den Himmel. Unzählige Sterne leuchten und glitzern durch die Nacht. Vor und hinter, links und rechts vom Schiffe gleißt es in dem blendend weißen Schaume von tausend und abertausend kleiner Lebewesen, die im Wasser auftauchen und wieder verschwinden — Meeresleuchten.

Inmitten der Nacht glänzt von fernher ein Lichtlein auf. Es kommt von der Insel Perim. Es ist schön, wenn auf weiter See überraschend ein Zeichen von Menschenwohnung aufleuchtet. Aber wenn man es so im meerverlorenen, völlig unwirtlichen, unbewohnten, unheimlichen Felsen weiß, auf einer Stätte, die wie ein Rest eines vorsintflutlichen jüngsten Gerichts zu einem spricht, dort, wo gar nichts wächst und wo niemand ungezwungen sich auch nur vorübergehend eine Wohnstätte aufschlagen würde, wirkt solch verlassenes Licht wie ein Hilferuf aus Einsamkeit und Menschensehnsucht und läßt keine Freude darüber aufkommen. Der düstere Eindruck von Perim verwischt sich bald, wenn man sich Aden nähert; denn schon eine Strecke vor der Einfahrt in den Hafen begegnen einem in winzigen Kanoes schwarzhaarige Somalis, die den Dampfer bis zum Hafen von Aden begleiten.

Frühmorgens sehen wir die Halbinsel Aden vor uns liegen. Zwei Seemeilen von uns entfernt ragen die kahlen, braunen Felsmassen empor. Unser Boot, von vier Somalijungen gerudert, gleitet schaukelnd durch die bewegte Flut dahin, über die ein erfrischender Monsum weht, der uns nach der erdrückenden Hitze im Roten Meer doppelt willkommen ist. Was wir vor uns sehen, ist ein in der Sonne offenliegendes Rund, völlig vegetationslos. Fels und Meer, das an Norwegen gemahnt, doch ist der Ton vorwiegend gelblicher in der Landschaft, und hier tötet nicht die Kälte, sondern die Sonne, die Hitze, und die Berge sind hier in der Form aufgelöster, ihre Linien mannigfaltiger und reicher.

Der Landungsplatz ist der sogenannte Steamerpoint, wo sich das eigentliche Hafen- und Geschäftsleben der fünf englische Meilen entfernt liegenden Stadt Aden abspielt. Steamerpoint weist nur eine kurze Verkehrsstraße auf, wo sich die Konsulate, die großen Geschäftshäuser und einige wenige Hotels befinden. Dicht dahinter ziehen sich parallel die Quartiere und Kramläden der Eingeborenen hin, welche auf einen mit orientalischen Verhältnissen nicht bekannten Europäer einen schauerlichen Eindruck machen. Die niedrigen, kleinen Häuser sind aus Stein aufgebaute Erdgeschosse ohne Fenster, nur mit einer Tür versehen. Im Innern wird auf einem offenen Herd mit Holz gekocht, und ein kleiner Raum dient zu gleicher Zeit als Schlaf-, Eß- und Wohnzimmer. Um 11 Uhr nahmen wir nach indischer Gepflogenheit das Frühstück ein, welches zugleich als Mittagessen dient, da es aus vier bis fünf Gängen und Obst besteht. Die Speisen waren schmackhaft zubereitet, obwohl scharf gewürzt. Der echte Mokka, der in Arabien nach keiner Mahlzeit fehlt, war vorzüglich.

Am späten Nachmittag, als die Strahlen der Sonne nicht mehr so glühend herabbrannten, fuhren wir in einem leichten, überdachten Wagen nach der eigentlichen Stadt Aden. Die Hauptfahrstraße nach der Stadt ist durch Felsen geschlagen, die in Windungen bergauf führt. Allenthalben begegneten uns große zweirädrige Wagen, Autos mit Europäern und von Kamelen gezogene Marktwagen. Interessant sind die „Sprengwagen" von Aden; denn diese bestehen aus halbnackten Somalis, die in „file indienne", also im Gänsemarsch, im schnellsten Lauf dahinjagen und die Straße aus großen Lederschläuchen mit Meerwasser übergießen. Ist der Beutel leer, so wird er am Strande von neuem gefüllt, und die Sprengtätigkeit wieder aufgenommen.

Wir fahren an einem armseligen Friedhof vorüber, der einem Geröllfeld gleicht. Die Gräber sind notdürftig durch einen Kreis von Bruchsteinen gekennzeichnet, auf denen Aasgeier in Mengen sitzen. Die ganze Formation der Umgebung Adens ist vulkanischen Ursprungs. Ein ununterbrochener, zackiger Felsring umschließt die Stadt, die nur durch einen Paß und eine Tunnelanlage zugänglich ist. Sie selbst bietet keine erwähnenswerten Merkwürdigkeiten. Auch hier wie überall im Orient bieten die Straßen ein buntes Gewühl hin- und herwogender, feilschender Menschen.

Südöstlich der Stadt liegen die terrassenförmig angelegten berühmten Zisternen. In der nächsten Umgebung gab und gibt es kein Trinkwasser. Deshalb mußten schon die ersten Menschen Vorkehrungen treffen, um sich in den Besitz von solchem zu setzen. Bei dem äußerst spärlichen und unregelmäßigen Regenfall konnten ihnen nur riesige Reservoire nützlich sein. Die Lage der Zisternen ist so günstig gewählt, daß bei Regen das ganze auf die Felsenwände niederfallende Wasser in sie abgeleitet wird.

Unser Kutscher forderte Geld, als wir bei den Zisternen anlangten; wir verweigerten es mit dem Hinweis, daß wir erst an den Hafen geliefert sein müssen. Schließlich begreifen wir aber, daß er ein Trinkgeld haben will und nicht einmal für sich, sondern für sein Pferdchen. Er muß das Wasser zum Trinken kaufen.

Mit knapper Mühe erreichen wir kurz vor der Abfahrt unser Schiff, das bald darauf, die arabische Küste weit hinter sich lassend, durch den Indischen Ozean steuert.

Gedanken.

Von Richard von Schaukal.

Der Anblick des Tieres stimmt traurig, denn es ist Gattung, das heißt unbewußte Verkörperung einer beschränkten Idee.

•

Es gibt keine Regel der Darstellung, wohl aber ein Gesetz des Schaffens.



Bunte Chronik

*** Die Taufe.** Ehemals hieß in Paris eine Straße nach einem Monne Coquenard: Rue Coquenard. Niemand wußte eigentlich mehr, wer dieser Mann gewesen war, vielleicht ein Stadtverordneter, vielleicht ein General. Jedenfalls war der Maler Foureau der Ansicht, daß Monsieur Coquenard nicht der Ehre wert sei, in Paris eine Straße nach sich benannt zu wissen, und so hing er eines Abends an die Straßenecke ein Schild, auf das er gemalt hatte: Rue Lamartine, denn der Dichter dieses Namens besaß immer noch keine Straße in Paris und doch war er bekannter und berühmter als jener unbekannte Monsieur Coquenard. Und siehe da, niemand machte das Schild ab, es blieb hängen, viele Monate und Jahre. Das war um 1848 herum, und heute heißt die Straße offiziell Rue Lamartine, die Stadt Paris hat selbst die notwendigen Straßenschilder angebracht, und die Post hat bereitwilligst von der Umtaufe Kenntnis genommen.

•

*** Der findige Antiquar.** Ein Antiquitätenhändler besaß fünf Statuetten unbekleideter weiblicher Figuren. Er denkt sich schlau, daß er sie leichter los werden könne, wenn er für die Figuren einen schönen Titel fände, und bezeichnet sie dem nächsten Kunden, der in seinen Laden kommt, als „Die fünf Sinne". Diesem gefällt aber nur eine der Figuren, so daß vier übrig bleiben. Der nächste Käufer erhält diese als „Die vier Jahreszeiten" vorgestellt. Wieder wird eine verkauft. Die drei heißen jetzt: „Die drei Grazien", und wieder geht eine weg. Nun bleiben nur noch zwei, die „Tag und Nacht" getauft werden, und als dann schließlich noch eine übrig ist, schlägt sie der findige Händler als — „Einsamkeit" los.

•

*** Der Naturschutzpark in den Abruzzen.** Die italienische Regierung hat jetzt einen Bericht über die Entwicklung des Naturschutzparks angefordert, der 1913 in den Abruzzen eingerichtet worden ist. Der Bericht teilt u. a. mit, daß die Anzahl der Bären in diesem Gebiet sich erheblich vermehrt habe, doch seien diese Raubtiere im Laufe der Zeit umgänglicher geworden als früher, so daß keine Notwendigkeit bestehe, ihre Vermehrung zu verhindern. Gut entwickelt haben sich auch die Gemsen, die in verschiedenen, meist aus den Alpen, den Pyrenäen und den Karpathen herbeigeschafften Spielarten vertreten sind. Die Wölfe und Füchse haben sich jedoch so stark vermehrt, und namentlich die ersteren haben eine Zeitlang unter den Gemsen solche Verwüstungen angerichtet, daß es im Laufe des letzten Jahres notwendig wurde, 44 Wölfe und 750 Füchse abzuschießen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.